

Unordnung und Genie ✓

Eine Kalendergeschichte von Thomas Keilhack

Die Begriffe „Recht“ und „Ordnung“ erscheinen meistens als Paar; weit ab aller rechtsphilosophischer Überlegungen benutzen wir sie zur Durchsetzung kurzfristiger Ziele im politischen Diskurs wie auch in unserem täglichen Sprachgebrauch, wobei das ältere Begriffspaar „Zucht und Ordnung“ vielen von uns auch noch in den Ohren klingelt. Recht und Ordnung sind zunächst nur zwei Worte, die mit Inhalt ausgefüllt werden müssen. Man kann, das englische „law and order“ ist nicht weit, an John Wayne denken, der mit seiner Winchester endlich im Städtchen aufräumt. Angesichts der jüngsten deutschen Vergangenheit kann man es verstehen, dass es manchen unwohl wird, wenn einer, mit der Faust auf den Tisch hauend, Recht und Ordnung einfordert; schließlich kann man mit Hilfe dieser beiden Schlagworte auch ein Konzentrationslager führen, da werden die Henker nicht widersprechen.

Im dörflichen Kontext spielt der Begriff „Recht“ eine nicht zu verachtende, aber doch kleinere Rolle, was verständlich ist. Recht rührt sehr schnell an eine höhere Sphäre, die den Menschen unübersichtlich und kompliziert erscheint, und wer es noch nicht weiß, macht sehr schnell die Erfahrung, dass Recht und Gesetz zwei verschiedene Paar Stiefel sind. Man kann natürlich im Umgang mit seinen Mitmenschen dreimal am Tag Recht bekommen oder Recht haben, und Schadenfreude steckt oft dahinter, wenn man findet, dass es dem anderen „gerade recht geschieht.“ Man kann sein Recht ohne Umwege beim Bürgermeister einfordern, aber wird der Streitfall unübersichtlich, braucht's halt doch einen Rechtsanwalt, will man sich nicht das Recht des Stärkeren gefallen lassen. Apropos: Es wird sich nicht mehr ganz genau erforschen lassen, ob der Graf von Geroldseck das Recht des Stärkeren zur Anwendung brachte, als er die Burg Lützelhardt zerstörte, oder ob er sich auf eine höhere Ordnung berief, sprich: auf sein Recht zur Fehde mit dem Nachbarn oder auf das Recht in der höheren Reichspolitik, als deren Exekutor er sich erfolgreich präsentierte. Dem Lützelhardter wird es egal gewesen sein.

Der Begriff Ordnung steht näher an den Menschen. Wir kennen die Gemeindeordnung, nehmen die Friedhofsordnung zur Kenntnis, be-

achten die Schwimmbadordnung, und wer kennt nicht die eine oder andere Hausordnung. Der Gemeinderat beugt sich über die Tagesordnung, in der Sitzung ruft der Bürgermeister den Abgeordneten N. zur Ordnung, und was wäre ein modernes Bildungszentrum ohne Schulordnung. Die Gewerbeordnung sorgt für Sauberkeit in der Küche vom „Ochsen“ und in den Räumen der Metzgerei, wollen wir es wenigstens hoffen. Tante Marie hielt schwer auf Ordnung in ihrer Küche, bis in die letzte Schublade, während die Ordnung im Holzschöpfl vom Nachbarn eher von zweifelhafter Natur war. Ordnung herrschte auch in der Kirche, wo die Frauen links saßen und die Mannsbilder gefälligst rechts. Die diversen Ordnungen, im Großen wie im Kleinen, sichtbar, handfest und begreifbar, überzogen mit ihrem Beziehungsgeflecht im Dorf jeden Lebensbereich. Oft hatte das Bedürfnis nach Ordnung etwas kultisches, etwas fetischhaft unreflektiertes an sich. Es war sehr merkwürdig zu hören, wenn die Älteren der verloren gegangenen Ordnung des Tausendjährigen Reiches hinterher trauerten, ohne auch nur einen Moment wahrzunehmen, wie durch Krieg und Verlust ihre private (glückhafte) Lebensordnung gründlich zerstört worden war.

In der ferneren Nachbarschaft führte ein Handwerker eine kleine Holzwerkstatt, in der er aus dem duftenden Holz der Tanne oder der Buche so ziemlich alles herstellte, was ländlicher Haushalt oder Kleinbetrieb im Kleinen und Großen benötigte: ein Stiel für die Axt, eine Baumleiter, eine Wagendeichsel, vielleicht auch mal ein kleines Bücherregal. Diese düstere und verstaubte Werkstatt war in unser Kinderreich gut integriert, denn wir konnten uns dort ohne weiteres mit dünnen Holzplatten versorgen, wie wir sie zum Drachenbau benötigten. Die Werkstatt, eingerichtet vielleicht in den zwanziger Jahren, widersprach allem, was ich sonst aus den gut geführten modernen Werkräumen in unserem Dorf kannte; ein eifriger Mitarbeiter des Gewerbeaufsichtsamtes, hätte er sich nur einmal in diesen Teil des Dorfes verirrt, wäre geschockt und weinend zusammengebrochen angesichts der zu verzeichnenden Verstöße gegen Unfall- und Brandschutz, von der Nichtbeachtung irgendwelcher Umweltschutzgesetze ganz abgesehen. Heute kann ich mir durchaus vorstellen, dass man vom Seelbacher Rathaus aus eine wohlwollende und schützende Hand über diese museumsreife Werkstatt hielt, und vielleicht hegte man auch den vernünftigen Hintergedanken, dass sich dieses Problem eines Tages von ganz alleine auf biologischem Weg erledigen würde.

Diese Holzwerkstatt – es lässt sich nicht anders beschreiben – war die Heimat von geordnetem Chaos mit der Gegenwart von Genie; es war unbegreiflich, wie in diesem mit Sägmehl überpuderten Durcheinander die schönsten Werkstücke entstehen konnten, die nicht nur exakt gefertigt waren, sondern auch Eleganz verströmten und gut in der Hand lagen: die perfekte Einheit von Sinn und Form, Design auf dem Dorf. Der Inhaber, in meiner Erinnerung immer schon ein alter Mann, war zu uns Kindern von einer nachsichtigen Freundlichkeit, die ein Reflex seiner Abgeklärtheit und Lebensweisheit war. Von stattlicher Größe und mit erheblichem Leibesumfang gesegnet, waren seine Bewegungen gemessen und von Würde geprägt, Eile und Hast waren ihm fremd. Ich sehe ihn noch immer an der Bandsäge stehen, auf dem Kopf eine abgegriffene Kappe, unter deren Schirm zwei helle und wache Augen hervor blickten. Erst beendete er sorgfältig den Arbeitsvorgang, und erst dann drehte er sich bedächtig nach uns um, wenn wir polternd von der Straße her in die Werkstatt stürzten, die zwei schmalen Stufen hinunter, die diese Wunderhöhle von der ach so ordentlichen Welt da draußen trennten.

Es war tatsächlich eine Wunderhöhle, was sich unter den zwei funzeligen Blechlampen unseren Augen darbot. Rechts im Raum standen die Säge und eine urtümliche Hobelmaschine, weiter hinten, zum Hof hin, gab es eine Drechselbank – der sozusagen mechanische Bereich, wo wir nicht so gerne gesehen waren. Links herum, da, wo die eigentliche Werkstatt mit den zwei leim- und ölverschmierten Hobelbänken unmerklich in ein spinnwebenreiches Holzlager übergang, befand sich eine grosse Holzkiste mit den Holzschnittabfällen, das eigentliche Ziel unserer Expeditionen. Ringsum lehnten rohe Bretter, gehobelte Latten, stapelten sich rostige Eimer mit vertrocknetem Leim und muffelndem Firnis, überall standen und lagen hölzerne Gegenstände, Fensterrahmen mit zerbrochenen Scheiben, kaputte Wagenräder, wackelige Stühle und anderes Zeug, von Kunden herbeigeschleppt zur schleunigsten Reparatur, aber offensichtlich längst vergessen. An den Wänden hingen an rostigen Nägeln Handsägen, Beißzangen, alles mögliche rostige Werkzeug, dessen Unordnung sich auf jeder freien Fläche fortsetzte, ganze und abgebrochene Meterstäbe, Schleifpapiere, Winkeleisen, Hämmer, sämtlich Utensilien, die seit vielleicht fünfzig Jahren in Gebrauch waren und Spuren häufigen und fleißigen Gebrauchs trugen wie Narben. Dazwischen entdeckten wir persönliche Habseligkeiten,

Kleidungsstücke, Brillenetuis, Schreibzeug, verdreckte Kaffeetasen, alte Zeitungen, die Post der letzten Wochen, ein Vesperbrett mit einem Stück angeschnittenem Speck, das gute Brot neben dem Senftöpfchen. Neben der Türe zu den privaten Räumlichkeiten hing in einem Rahmen das verblichene Foto eines älteren Mannes mit weißem Spitzbart; erst viel später konnte ich dieses Bild aus meiner Erinnerung heraus und mit Hilfe eines Lexikons als eine Aufnahme von August Bebel identifizieren. Aus dem Hintergrund der Werkstatt dudelte ständig das Radio, aufgeschraubt auf einem Brettchen an der Wand. Es war das pralle Leben.

Über das Privatleben dieses Menschen wussten wir Kinder natürlich nichts. Interessant und nützlich war dieser Mann für uns nur in seiner Werkstatt mit ihren Schätzen, in der er jahraus jahrein in der gleichen Arbeitskluft herumwirkte, blauer Kittel über einer braunen Cordhose. Ich erinnere mich nicht an irgendwelche häuslichen Verhältnisse; da war keine Frau, keine Kinder; vermutlich lebte er in einem Junggesellenhaushalt alleine in dem verwinkelten Haus, nicht weit weg von der Schutterbrücke, und wir wollen es besser nicht wissen, wie es damals in der Küche und Stube über der Werkstatt dieses Ordnungsgenies aussah. Später – da war unser Freund und seine Werkstatt schon längst Geschichte – hörte ich, er sei ein ziemlicher Freigeist gewesen, der am Stammtisch seine republikanischen Ideale hochhielt und, wie man mit säuerlicher Miene anfügte, am Tag der Fronleichnamsprozession, die an seinem Haus vorbeizog, die Fensterläden rundum geschlossen hielt.

Ich gäbe manches darum, wenn es mir noch vergönnt gewesen wäre, mich mit diesem Zeugen vergangener Jahrzehnte unterhalten zu können. Natürlich war er in einer gewissen launigen Weise gegen uns Kinder gesprächig und aufgeschlossen, aber unser Gesprächsstoff hielt sich in den Grenzen kindlicher Wahrnehmungsfähigkeit. Wie kam dieser Mann zu seinem Beruf? Wie war sein Elternhaus? War er im Krieg gewesen? Woher nahm dieser Mensch die Kraft, in dieser gewollten Unordnung zu leben, aber aus diesem Chaos einwandfreie Handwerkskunst zu liefern, die sein Auskommen sicherte? Wie kam er mit seinem Alleinsein zurecht?

Jahre später, Ende der sechziger Jahre, wurde mir die Existenz dieses Menschen noch einmal bildhaft vor Augen geführt, denn ich kam durch einen Zufall gerade recht zu seiner Beerdigung. Viel-

leicht hätte er, der Meister der Dialektik zwischen äußerer Unordnung und innerer Festigkeit, an dem Tableau vor seinem Haus seine diebische Freude gehabt. Dicht vor dem Eingang zur Haustüre stand auf einer Bahre sein schwarzer Sarg, davor der Ortspfarrer mit den Ministranten, mit Tragekreuz und Weihrauchkessel. Dann aber, in einem ordentlichen Halbkreis und respektvollem Abstand, sah ich die Trauergemeinde versammelt: rechts vom Pfarrer klumpten die schwarz gekleideten Frauen, eindeutig in der Mehrzahl, dicht gedrängt, ohne jede sichtbare Ordnung, flüsternd und zwitschernd wie die Stare im Lindenbaum, aber sichtbar ergriffen und hingegeben an die Rituale öffentlicher Trauer. Rechts vom Pfarrer reihten sich die Männer auf, korrekt in schwarzen Sonntagsanzügen, in ordentlichen Dreierreihen, als hätten sie in militärischer Ordnung gerade einen Schwenk im Gleichschritt nach links vollführt, schweigend, aber mit gelangweilten, verschlossenen Mienen, als ginge sie das Ganze nichts an, mit den Gedanken vielleicht schon beim Bier danach. In diesem Szenarium allerdings fanden recht eindeutig Sinn und Form nicht zueinander.

In der Woche darauf konnte ich vom Bus der MEG aus beobachten, wie zwei Arbeiter dabei beschäftigt waren, Haus und Werkstatt auszuräumen, besenrein vermutlich. In zwei riesige Stahlcontainer flogen Holzbretter, Latten, Stühle, ein Tisch und vermutlich alles, was dieser Werkstatt einmal Charme verliehen hatte. Am Gasthaus „Engel“ stieg ich aus und eilte zurück zur Werkstatt, wo ich mir aus dem ganzen Schutt einen wunderschönen alten „Franzosen“ mit schön poliertem Holzgriff sicherte, der perfekt in der Hand lag. Ich habe ihn heute noch.